

Grenzontologie - Ein Überblick

Von T.A.Schulz

Abstract

Die Grenzontologie ist ein systematischer Entwurf einer nicht-substantiellen Ontologie, den Erwin Ott in seiner Vorlesungsreihe Apophatik und Prozess als Grenzbegriffe der Ontologie (2006) entwickelt und zu einem umfassenden Forschungsprogramm ausgebaut hat. Ausgehend von der Einsicht, dass jede Ontologie die Bedingungen ihrer eigenen Bestimmbarkeit voraussetzt, ohne sie reflektieren zu können, ohne in regressiven oder zirkulären Begründungsverdacht zu geraten, vollzieht die Grenzontologie eine reflexive Wendung: Sie verschiebt die Frage von „Was ist?“ zu „Unter welchen Bedingungen ist Bestimmtheit überhaupt möglich?“ Diese Wendung führt auf die Grenzstruktur – eine immanente Differenzstruktur, die jeder Bestimmung als konstitutive Bedingung innewohnt: Die Grenze ermöglicht Bestimmtheit, indem sie sich ihr zugleich entzieht. Aus dieser Struktur entwickelt Ott fünf Strukturmomente einer nicht-substantiellen Ontologie (Relationalität, Prozessualität, Negativität, Gradualität, Offenheit) und die Invarianzthese, der zufolge apophatische und prozessuale Reaktionsformen in allen großen philosophischen Traditionen als strukturell notwendige Antworten auf dieselbe Grenzstruktur auftreten.

Die Grenzontologie positioniert sich als dritter Weg zwischen dem postkantianischen Korrelationismus (der die Bedingungen des Denkens am Subjekt festmacht) und dem spekulativen Realismus (der ein Absolutes jenseits aller Bedingung postuliert): Sie behauptet, dass die Grenzstruktur selbst – als Bedingung der Bestimmbarkeit – transzendental zugänglich ist, ohne deshalb subjektgebunden zu sein. In der intellektuellen Landschaft des 21. Jahrhunderts vermittelt sie zwischen analytischer Metaphysik und kontinentaler Ontologie, zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Philosophie, zwischen europäischer und globaler Philosophie.

Die Weiterentwicklungen des Programms in drei Richtungen sind von besonderer Bedeutung: Normativität (das Brückenprinzip und die „warme Grenzontologie“ als Überwindung der normativen Lücke der formalen Ontologie), Wissenschaftstheorie (die Auflösung der Realismus-Konstruktivismus-Dichotomie durch das Konzept der Modelle als Grenzobjekte) sowie Risiko (die Identitätsthese, die Risiko als Selbstdifferenz der Gegenwart versteht, und das Konzept der Grenzpflege als adäquate Form des Risikomanagements einführt). Die Grenzontologie versteht sich als unabgeschlossenes Forschungsprogramm – als Aufgabe, Realität nach dem Ende metaphysischer Fundamente zu denken, ohne in Relativismus oder Dogmatismus zurückzufallen.

1. Begriff und Problemhorizont

1.1 Die reflexive Wendung der Ontologie

Die Grenzontologie ist ein systematischer Entwurf einer nicht-substantiellen Ontologie, den der Philosoph Erwin Ott in seiner Vorlesungsreihe *Apophatik und Prozess als Grenzbegriffe der Ontologie* entwickelt hat. Sie lässt sich als Antwort auf eine fundamentale Aporie des ontologischen Denkens verstehen: Jede Ontologie, die das Seiende in seiner Bestimmtheit thematisiert, setzt die Möglichkeit von Bestimmtheit selbst voraus, ohne diese Voraussetzung selbst reflektieren zu können, ohne in einen regressiven oder zirkulären Begründungsverdacht zu geraten.

Die klassische Ontologie fragt: „Was ist?“ oder „Was ist fundamental?“ Die Grenzontologie verschiebt diese Fragestellung durch eine reflexive Wendung: Sie fragt nach den Bedingungen, unter denen etwas überhaupt als bestimmt erscheinen kann. Diese Verschiebung ist keine bloße Erweiterung traditioneller Ontologie, sondern ihre radikale Transformation – von einer Ontologie des Bestimmten zu einer Ontologie der Bestimmbarkeit.

Der entscheidende Schritt besteht darin, die ontologische Frage von den bestimmten Gegenständen auf die Bedingungen ihrer Bestimmbarkeit zu verschieben. Sobald die Bedingungen ontologischer Bestimmtheit selbst thematisch werden, verliert die Idee eines vollständig positiven Fundaments ihre Selbstverständlichkeit. Jede positive Bestimmung verweist notwendig auf einen Horizont, der nicht vollständig innerhalb derselben positiven Struktur bestimmt werden kann. Die Bedingungen der Bestimmtheit entziehen sich partiell jener Bestimmungslogik, die sie erst ermöglichen. Diese Grenzstruktur bedeutet jedoch nicht den Zusammenbruch ontologischen Denkens, sondern eröffnet eine neue Form von Ontologie – eine Ontologie, die ihre eigenen Voraussetzungen reflektiert und dadurch die Idee letzter positiver Fundamente problematisiert.

1.2 Die Grenzstruktur als immanente Differenzstruktur

Der Ausdruck „Grenzontologie“ verweist auf das zentrale Strukturmoment dieses Entwurfs: die Grenzstruktur (limit structure). Die Grenze ist dabei weder ein äußerer Abbruch des Bestimmbaren noch ein mystischer Rest jenseits aller Bestimmung. Beide Fehldeutungen scheitern aus demselben Grund: Sie verorten die Grenze außerhalb der Bestimmtheit – als Linie, an der sie endet, oder als Rest, der jenseits von ihr liegt. Der positive Begriff der Grenze verlegt sie stattdessen in die Bestimmtheit selbst.

Etwas ist bestimmt, insofern es von anderem unterschieden wird; Bestimmtheit ist wesentlich Abgrenzung. Diese Abgrenzung ist keine äußerliche Relation, die zwischen zwei bereits fertigen Größen nachträglich hinzutritt – sie ist konstitutiv für die Bestimmtheit selbst. Es gibt keine Bestimmung, die zunächst für sich bestünde und sich erst anschließend von anderem abgrenzte; die Abgrenzung gehört zu ihrer Konstitution. Die Grenze ist damit keine Stelle, sondern eine Funktion. Sie liegt nicht zwischen dem Bestimmbaren und einem davon getrennten Unbestimmbaren, sondern operiert innerhalb jeder einzelnen Bestimmung.

Diese operative Struktur hat zwei untrennbare Aspekte, die als Doppelfunktion von Ermöglichung und Entzug beschrieben werden können:

Ermöglichung: Die Grenze macht eine Bestimmung erst zu dieser Bestimmung, indem sie sie von anderem abgrenzt. Ohne Grenze gäbe es keine Bestimmtheit; die Grenze ist nicht das

Ende von Bestimmtheit, sondern ihre Bedingung. Jede Bestimmung ist nur dadurch diese bestimmte Bestimmung, dass sie eine Grenze zu dem hat, was sie nicht ist.

Entzug: Die Grenze kann nicht selbst als vollständig bestimmtes Element neben anderen Elementen auftreten, ohne ihre eigene Funktion zu verlieren. Jeder Versuch, die Grenze positiv zu fassen – sie als ein Seiendes zu behandeln, das selbst vollständig beschreibbar wäre –, scheitert strukturell: Sobald die Grenze positiv bestimmt würde, wäre sie selbst eine Bestimmung unter anderen und könnte die Funktion, alle Bestimmungen zu konstituieren, nicht mehr erfüllen. Der Entzug ist daher keine zufällige Schwäche oder ein vorläufiges Erkenntnishindernis, das durch bessere Mittel behoben werden könnte; er gehört zur Weise, in der die Grenze überhaupt ist.

Diese Doppelheit von Ermöglichung und Entzug ist keine Paradoxie, die einer Auflösung bedürfte. Sie ist die genaue Beschreibung dessen, was eine Bedingung von dem unterscheidet, was sie bedingt: Die Grenze ermöglicht Bestimmtheit, indem sie sich ihr entzieht. Wäre sie selbst vollständig bestimmt, wäre sie eine Bestimmung unter anderen und könnte nicht zugleich die Bedingung aller Bestimmungen sein.

Aus dieser Doppelfunktion lassen sich zwei komplementäre Reaktionsformen ableiten. Die apophatische Reaktionsform entspricht der Entzugsseite: Sie besteht in der systematischen Zurückweisung positiver Bestimmungen der Grenze, die die Differenz zwischen Bedingung und Bedingtem schützt. Die prozessuale Reaktionsform entspricht der Ermöglichungsseite: Sie besteht in der Beschreibung der Grenze als immanenter Produktivität, als der Dynamik, durch die Bestimmungen entstehen, sich transformieren und nie vollständig abgeschlossen werden.

1.3 Systematischer Ort: Die Grenzontologie in der intellektuellen Landschaft des 20. und 21. Jahrhunderts

Die Grenzontologie lässt sich nicht auf eine einzelne philosophische Debatte reduzieren. Sie positioniert sich an der Schnittstelle mehrerer großer Strömungen, die das Denken des 20. und 21. Jahrhunderts prägen, und schlägt dabei eine Brücke zwischen Traditionen, die sich zumeist als unvereinbar verstehen.

Die analytische Metaphysik und ihre Krise. Die Grounding-Debatte der letzten drei Jahrzehnte – mit Kit Fine, Jonathan Schaffer und Gideon Rosen als maßgeblichen Protagonisten – hat die Frage nach ontologischer Fundierung in das Zentrum der analytischen Philosophie zurückgeholt. Doch diese Debatte leidet unter einer systematischen Blindheit: Sie fragt nach der Struktur metaphysischer Abhängigkeit, ohne die Bedingung der Bestimmbarkeit der Relata selbst zu reflektieren. Die Annahme stabiler ontologischer Träger, die als fundamentale oder abgeleitete Tatsachen fungieren können, reproduziert funktional die Substanzontologie, die sie explizit überwunden zu haben glaubt. Die Grenzontologie greift die Präzision der analytischen Methode auf, verschiebt aber deren Gegenstand: Nicht die Relation zwischen bereits bestimmten Entitäten steht im Zentrum, sondern die Bedingungen, unter denen solche Entitäten überhaupt als bestimmt erscheinen können. In diesem Sinne ist sie keine Ablehnung, sondern eine Radikalisierung der analytischen Metaphysik – eine Radikalisierung, die deren eigenen reflexiven Anspruch ernst nimmt.

Der postkantianische Korrelationismus und seine Überwindung. Die Philosophie des 20. Jahrhunderts – von Husserl über Heidegger bis zu Derrida, Foucault und den Poststrukturalisten – hat die Unhintergebarkeit der Bedingungen philosophischen Denkens herausgearbeitet. Doch sie bindet diese Bedingungen an das Subjekt, das Dasein, die Sprache oder die Macht. Die Grenzontologie teilt die Einsicht in die Unhintergebarkeit, widerspricht aber deren Subjektbindung. Die Grenzstruktur ist keine Eigenschaft des erkennenden Subjekts, sondern eine ontologische Eigenschaft der Wirklichkeit selbst. Diese Entsubjektivierung der transzendentalen Reflexion unterscheidet die Grenzontologie radikal vom gesamten postkantianischen Feld. Sie ist insofern näher an Kant selbst, als sie die transzendente Fragestellung beibehält; sie ist aber zugleich weiter von Kant entfernt als jeder seiner Nachfolger, als sie die transzendente Struktur nicht mehr im Subjekt verortet.

Der spekulative Realismus und seine Aporien. Die durch Meillassoux' *Après la finitude* (2006) angestoßene Debatte hat das korrelationistische Dilemma zuspitzend formuliert: Entweder bleibt Philosophie im Subjekt gefangen, oder sie postuliert ein Absolutes, das sie nicht mehr begründen kann. Die Grenzontologie weist diese Alternative zurück. Sie behauptet nicht, ein Absolutes jenseits der Korrelation zu kennen; sie behauptet aber, dass die Struktur der Wirklichkeit selbst – als Grenzstruktur – transzendental zugänglich ist, ohne deshalb subjektgebunden zu sein. Gegen Meillassoux' Verabsolutierung der Kontingenz argumentiert sie, dass die Kontingenz selbst nur als Moment der Grenzstruktur verständlich ist, nicht als letztes Prinzip. Gegen Harmans objektorientierte Ontologie, die das reale Objekt als verborgenes positives Substrat postuliert, wendet sie ein, dass diese Postulierung performativ das beschreibt, was sie als unzugänglich ausweist. Gegen Garcias formalen Differenzrealismus setzt sie die prozessuale Tiefe und die apophatische Dimension, die bei Garcia fehlen.

Die Wiederkehr der Ontologie in den Cultural Studies und der politischen Theorie. Seit den 1990er-Jahren hat sich eine breite Bewegung der „ontologischen Wende“ in den Geistes- und Sozialwissenschaften etabliert – von Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie über die neue Materialismen (Jane Bennett, Karen Barad) bis hin zu den postfundamentalen politischen Ontologien (Ernesto Laclau, Chantal Mouffe, Slavoj Žižek, Judith Butler). Diese Bewegung teilt mit der Grenzontologie die Kritik an der Korrelation und die Hinwendung zu einer Realität jenseits des Subjekt-Objekt-Schemas. Doch sie leidet unter zwei systematischen Schwächen: Einerseits neigt sie dazu, ontologische Kategorien unreflektiert aus den Wissenschaften zu übernehmen (Latour) oder aus politischen Imperativen zu konstruieren (Laclau); andererseits verfällt sie häufig in eine neue Form von Dogmatismus, in dem bestimmte Kategorien (Materie, Körper, Antagonismus, Performativität) als letzte ontologische Wahrheiten fungieren. Die Grenzontologie unterscheidet sich von dieser Bewegung durch ihre apophatische Selbstanwendung: Sie behauptet nicht, die letzte ontologische Wahrheit gefunden zu haben, sondern reflektiert die Bedingungen, unter denen ontologische Bestimmtheit überhaupt möglich ist – und deren notwendigen Entzug gegenüber positiver Fixierung.

Die Prozessontologie und die Philosophie des Organischen. Eine der bedeutendsten Alternativen zur Substanzontologie im 20. Jahrhundert ist die Prozessontologie, paradigmatisch vertreten durch Alfred North Whitehead. Whiteheads Konzept der *actual occasions* – diskrete Ereignisse, die sich durch die Aufnahme und den Ausschluss vorhergehender Ereignisse konstituieren – teilt mit der Grenzontologie die Ablehnung stabiler Substanzen zugunsten dynamischer Prozesse. Gilbert Simondon hat diesen Ansatz in

seiner Theorie der Individuation weiterentwickelt: Individuen entstehen nicht als vorgegebene Wesenheiten, sondern durch einen Prozess der transduction, in dem ein metastabiles System sich selbst organisiert und dabei seine eigene Grenze konstituieren. Die Grenzontologie steht in produktiver Nähe zu beiden Denkern, unterscheidet sich aber durch ihre transzendente Begründung: Während Whitehead und Simondon die Prozessualität als ontologische Tatsache beschreiben, zeigt Ott, dass die Prozessualität selbst eine konstitutive Eigenschaft der Grenzstruktur ist – dass sie nicht bloß beschrieben, sondern aus der Reflexion auf die Bedingungen der Bestimmbarkeit abgeleitet werden kann.

Die globale Philosophie und der Dekolonisierungsdiskurs. Eine der bemerkenswertesten Entwicklungen des 21. Jahrhunderts ist die zunehmende Kritik an der eurozentrischen Verengung philosophischer Kanons und die Forderung nach einer globalen Philosophie, die nicht-westliche Traditionen als gleichberechtigte Gesprächspartner ernst nimmt. Die Grenzontologie ist in diesem Kontext von besonderem Interesse, weil sie selbst programmatisch global angelegt ist. Otts Invarianzthese behauptet, dass apophatische und prozessuale Figuren in allen großen philosophischen Traditionen der Welt als strukturell notwendige Reaktionen auf die Grenzstruktur auftreten – nicht als kultureller Transfer, sondern als Ausdruck derselben transzendentalen Notwendigkeit. Diese These ist methodisch anspruchsvoll und politisch brisant: Sie widerspricht sowohl dem eurozentrischen Universalismus (der die abendländische Tradition als Maßstab setzt) als auch dem kulturellen Relativismus (der jede Tradition als inkommensurabel behandelt). Die Grenzontologie beansprucht, eine Struktur zu beschreiben, die allen Traditionen gemeinsam ist, ohne deshalb eine bestimmte Tradition zu privilegieren.

Die Wissenschaftstheorie und die Modellierungstheorie. Die zunehmende Bedeutung quantitativer Modelle in den Wissenschaften – von der Klimaforschung über die Finanzökonomie bis zur künstlichen Intelligenz – hat eine neue Form der Wissenschaftskritik hervorgebracht, die nicht mehr die Allgemeingültigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis in Frage stellt, sondern die spezifischen Ontologien, die in den Modellen implizit sind. Die Grenzontologie leistet hier einen systematischen Beitrag: Sie zeigt, dass quantitative Modellierung eine spezifische ontologische Voraussetzung macht – die Annahme, dass die modellierte Realität als bereits bestimmte Tatsachenmenge vorliegt, die nur noch epistemisch unvollständig erfasst ist. Wo diese Voraussetzung nicht erfüllt ist – bei nicht-ergodischen Prozessen mit absorbierenden Barrieren, bei genuiner Novität, bei der Selbstdifferenz der Gegenwart –, versagt die parametrische Modellierung strukturell. Die Unterscheidung zwischen epistemischem und ontologischem Rahmen (Frame E und Frame O), der Laplace-Test und die doppelte Buchführung sind Werkzeuge, die die Grenzontologie für die wissenschaftstheoretische Praxis bereitstellt.

Die Risikoforschung und die Katastrophensoziologie. Die Erfahrungen der Finanzkrise 2008, der Klimakrise und der COVID-19-Pandemie haben eine Lücke in den etablierten Risikowissenschaften offengelegt: Sie sind darauf ausgelegt, berechenbare Risiken zu managen, scheitern aber systematisch an Ereignissen, die außerhalb des vorausgesetzten Modellraums liegen – sogenannten „schwarzen Schwänen“ oder „unknown unknowns“. Die Grenzontologie bietet hier keine neue Risikomethode, sondern eine neue Risikotheorie: Sie versteht Risiko nicht als Verhältnis eines Subjekts zu einer unvollständig bekannten, aber bereits feststehenden Zukunft, sondern als identisch mit der Selbstdifferenz der Gegenwart. Diese Identitätsthese hat weitreichende Konsequenzen für die institutionelle Praxis: Sie

führt vom Risikomanagement als Risikobeseitigung zur Grenzpflege als kompetentem Umgang mit struktureller Offenheit.

Die Grenzontologie ist damit in der intellektuellen Landschaft des 21. Jahrhunderts an keinem einzelnen Ort verortet. Sie ist gleichermaßen analytische Metaphysik und kontinentale Ontologie, transzendente Reflexion und wissenschaftstheoretische Praxis, globale Philosophie und institutionelle Kritik. Ihre Stärke liegt nicht in der Zugehörigkeit zu einer Schule, sondern in der Fähigkeit, zwischen den Schulen zu vermitteln – ohne dabei in einen neuen Eklektizismus zu verfallen. Ihr systematischer Kern, die Grenzstruktur, ist schmal genug, um präzise bestimmbar zu sein, und reichhaltig genug, um die Vielfalt der genannten Anwendungen zu tragen.

2. Die transzendente Grundlegung

2.1 Die drei Figuren des Scheiterns positiver Selbstfundierung

Die reflexive Wendung der Ontologie führt auf das Problem der Selbstfundierung ontologischer Bestimmtheit. Jeder Versuch, den Ermöglichungsgrund der Bestimmbarkeit positiv zu bestimmen, scheitert in einer von drei charakteristischen Figuren, die Ott als systematische Aporien der Fundierungsontologie identifiziert.

Der infinite Regress. Wird der Ermöglichungsgrund als bestimmtes Seiendes gefasst, stellt sich für ihn dieselbe Frage, die er beantworten sollte: Was ermöglicht seine Bestimmtheit? Die Antwort erzeugt dasselbe Problem auf höherer Stufe – eine unabschließbare Kette, die niemals am Ende ankommt. Der Regress zeigt: Ein Ermöglichungsgrund, der selbst bestimmt ist, kann kein letzter Grund sein. Die klassische Metaphysik hat dieses Problem durch die Einführung einer ersten Ursache (causa prima) oder eines notwendigen Seienden zu lösen versucht; doch diese Lösung führt zur zweiten Figur.

Der Zirkel. Wird der Ermöglichungsgrund als sich selbst fundierend gedacht (causa sui, absoluter Geist, notwendiges Seiendes), führt dies in einen Zirkel: Die Selbstbegründung setzt die Struktur der Begründung voraus, die sie selbst erst etablieren will. Das Prinzip, das seine eigene Bestimmtheit aus sich selbst erzeugt, setzt in der Selbsterzeugung genau das voraus, was es erzeugen soll. Der Zirkel ist nicht bloß ein logischer Fehler, sondern eine strukturelle Eigenschaft jeder positiven Selbstfundierung: Die Bedingung der Möglichkeit kann nicht zugleich das Bedingte sein.

Der Überschuss. Die philosophisch produktivste Figur. Der Überschuss tritt dort auf, wo das Denken bemerkt, dass der Ermöglichungsgrund sich jedem Versuch vollständiger positiver Bestimmung entzieht – nicht aus Mangel an Erkenntnismitteln, sondern aus strukturellen Gründen: Ein vollständig positiv bestimmter Ermöglichungsgrund wäre kein Ermöglichungsgrund mehr, sondern ein Bedingtes. Der Entzug positiver Bestimmung ist somit eine konstitutive Eigenschaft: Die Unbestimmbarkeit ist die Bedingung der universalen Ermöglichungskraft. Der Überschuss ist zugleich der ontologische Ort genuiner Novität – Quelle von Kreativität, die nicht vollständig aus dem Vorangehenden ableitbar ist.

Diese drei Figuren bilden keine bloße Destruktion der Ontologie, sondern deren systematische Vorbereitung. Der Regress und der Zirkel zeigen, dass positive Selbstfundierung unmöglich ist; der Überschuss zeigt, dass diese Unmöglichkeit selbst

produktiv ist – dass der Entzug positiver Bestimmung nicht das Ende, sondern der Anfang einer neuen Ontologie ist.

2.2 Der Überschuss als produktive Figur

Der Überschuss ist das zentrale Konzept der Grenzontologie. Er bezeichnet jene Struktur ontologischer Bedingung, die sich jeder vollständigen positiven Fixierung entzieht, weil ein vollständig bestimmter Ermöglichungsgrund in die Ordnung des Bedingten überführt wäre und damit seine Ermöglichungsfunktion verlöre.

Der Überschuss ist keine bloße Abwesenheit von Bestimmung – kein leerer Raum, der durch bessere Erkenntnis ausgefüllt werden könnte. Er ist eine positive, strukturierte, produktive Dimension des Seienden, die sich zugleich jeder vollständigen positiven Fixierung entzieht. Diese Doppelstruktur macht den Überschuss zum Motor ontologischer Dynamik: Er ist das, was jede Bestimmung übersteigt und was gleichzeitig die Bedingung ihrer Möglichkeit ist.

Die Produktivität des Überschusses zeigt sich in drei Dimensionen:

Genuine Novität. Der Überschuss ermöglicht das Entstehen von Neuem, das nicht vollständig aus dem Vorangehenden ableitbar ist. Er ist die ontologische Bedingung der Möglichkeit von Kreativität, Evolution, historischem Wandel und künstlerischem Durchbruch.

Strukturelle Offenheit. Der Überschuss hält jede Bestimmung offen – nicht als Defizit, sondern als konstitutive Eigenschaft. Es gibt keine vollständig abgeschlossene Identität, keine endgültige Beschreibung der Wirklichkeit, keine geschlossene Totalität.

Selbstdifferenz. Der Überschuss ist in jeder Bestimmung als innere Differenz präsent: als das, was die Bestimmung ermöglicht und was sie zugleich übersteigt. Diese Selbstdifferenz ist keine logische Inkonsistenz, sondern die ontologische Struktur jeder Identität.

2.3 Die fünf Strukturmomente der nicht-substantiellen Ontologie

Aus der Grenzstruktur entwickelt Ott fünf konstitutive Strukturmomente, die zusammen die nicht-substantielle Ontologie bilden:

Moment	Systematische Bestimmung
Relationalität	Entitäten existieren nicht als isolierte Substanzen, sondern als relationale Knotenpunkte innerhalb dynamischer Gefüge. Es gibt keine absolut unabhängigen Termini.
Prozessualität	Stabilität entsteht nicht trotz, sondern durch fortlaufende Dynamik. Identität ist

	Resultat relationaler Reproduktion, nicht vorgegebener Wesensstruktur.
Negativität	Jede Identität bleibt von innerer Differenz durchzogen. Die ontologische Nicht-Identität verhindert vollständige Selbstpräsenz und ermöglicht gleichzeitig Bestimmtheit.
Gradualität	Ontologische Differenzen sind kontinuierlich abgestuft, nicht binär. Die Welt enthält keine absolut scharfen Grenzen, sondern fließende Übergänge.
Offenheit	Die Wirklichkeit besitzt keinen teleologisch geschlossenen Endzustand. Prozesse bleiben grundsätzlich unabgeschlossen.

Diese fünf Momente bilden zusammen eine topologische Ontologie relationaler Felder, die die klassische vertikale Ontologie fundamentaler Schichten ersetzt. Entitäten erscheinen als temporäre Verdichtungen innerhalb relationaler Prozesse; ontologische Stabilität ist emergent, nicht fundamental.

Die Relationalität besagt, dass keine Entität außerhalb ihrer konstitutiven Relationen existiert. Ein Knotenpunkt ist, was er ist, nur durch sein Relationsprofil – durch die Art und Weise, wie er mit anderen Knotenpunkten verbunden ist. Diese Relationalität ist nicht bloß äußerlich (Relationen zwischen bereits gegebenen Entitäten), sondern konstitutiv: Die Relationen konstituieren die Entitäten, die sie verbinden.

Die Prozessualität folgt direkt aus der Relationalität: Wenn Identität durch Relationen konstituiert ist, und wenn Relationen dynamisch sind, dann ist Identität selbst dynamisch. Stabilität ist keine vorgegebene Eigenschaft, sondern das Resultat fortlaufender Selbstreproduktion – eines Prozesses, in dem ein Knotenpunkt seine eigenen Relationsprofile reproduziert und transformiert.

Die Negativität ist die innere Differenzstruktur dieses Prozesses. Sie bezeichnet nicht die Abwesenheit von Eigenschaften, sondern die irreduzible Differenz zwischen dem, was ein Knotenpunkt aktuell ist, und dem, was er sein könnte. Diese Nicht-Identität ist konstitutiv: Sie ermöglicht Veränderung, indem sie verhindert, dass eine Bestimmung jemals vollständig abgeschlossen ist.

Die Gradualität folgt aus der Negativität: Wenn Identität nie vollständig abgeschlossen ist, dann gibt es keine absolut scharfen Grenzen zwischen dem, was eine Identität hat, und dem, was keine hat. Ontologische Differenzen sind kontinuierlich abgestuft – von hochgradig stabilen Knotenpunkten (Atome, Galaxien) bis zu flüchtigen Verdichtungen (Wetterlagen, Gespräche).

Die Offenheit ist das integrative Moment. Sie besagt, dass die Wirklichkeit keinen teleologisch geschlossenen Endzustand besitzt. Der konstitutive Überschuss garantiert, dass jede Bestimmung übersteigbar bleibt – dass es keine endgültige Totalität gibt, die alle Möglichkeiten erschöpft hätte.

2.4 Ontologischer Realismus ohne Fundamentalismus

Die Grenzontologie vertritt einen prozessualen Realismus: Realität existiert unabhängig vom Denken, besitzt aber keinen substantiellen Kern. Sie ist ein offenes Gefüge relationaler Dynamiken. Dies unterscheidet Ott sowohl vom Anti-Realismus (der Wirklichkeit auf epistemische Konstrukte reduziert) als auch vom klassischen Fundamentalismus (der eine fundamentale Basisschicht postuliert).

Die Kritik fundamentaler Basisschichten erfolgt in drei Schritten:

1. Jede fundamentale Basisschicht reproduziert die Probleme der Substanzmetaphysik. Sie setzt die unbeantwortete Frage nach der Ermöglichung ihrer Bestimmbarkeit voraus und verfällt damit in einen der drei Figuren des Scheiterns.
2. Der Fundamentalismus unterschätzt die ontologische Bedeutung von Relationen. Er behandelt Relationen als sekundär gegenüber den Relata, während die Grenzontologie zeigt, dass Relationen konstitutiv für die Identität der Relata sind.
3. Die Idee fundamentaler Basisschichten kollidiert mit den Phänomenen fließender Grenzen, gradueller Übergänge und ontologischer Unbestimmtheit. Die Erfahrung der Wirklichkeit – von der Quantenmechanik bis zur Evolutionstheorie, von der Soziologie bis zur Ökologie – zeigt durchgehend, dass Stabilität emergent und graduell ist, nicht fundamental und absolut.

Ott ersetzt die Vorstellung absoluter Fundamentalität durch ein Modell gradueller Stabilisierung: Manche Prozesse besitzen höhere strukturelle Persistenz oder größere organisationale Reichweite als andere, aber keine Struktur ist vollkommen unabhängig. Asymmetrie existiert ohne Letztgrund – funktional, nicht substantiell interpretiert. Ein biologischer Organismus hängt stärker von physikalischen Prozessen ab als umgekehrt, ohne dass die Physik eine absolut unabhängige Basisschicht darstellen müsste. Diese Asymmetrie ohne Letztgrund ist der Kern des nicht-substantiellen Realismus: Realität ist asymmetrisch organisiert, aber diese Asymmetrie ist selbst relational und prozessual, nicht absolut und substantiell.

3. Die Invarianzthese

3.1 Strukturelle Notwendigkeit apophatischer und prozessualer Reaktionsformen

Die Invarianzthese ist eine der ambitioniertesten und zugleich methodisch anspruchsvollsten Thesen der Grenzontologie. Sie behauptet, dass apophatische und prozessuale Figuren nicht als historisch kontingente Motive bestimmter philosophischer Traditionen zu verstehen sind,

sondern als strukturell notwendige Reaktionen auf eine Grenzstruktur, die dem ontologischen Denken selbst immanent ist.

Diese These ist nicht trivial. Sie widerspricht sowohl dem historistischen Relativismus (der jede philosophische Position als Produkt ihrer Zeit und Kultur betrachtet) als auch dem dogmatischen Universalismus (der eine bestimmte Tradition als Maßstab für alle anderen setzt). Die Invarianzthese beansprucht, eine Struktur zu identifizieren, die allen philosophischen Traditionen gemeinsam ist – nicht als inhaltliche Übereinstimmung, sondern als strukturelle Notwendigkeit: Wenn ontologisches Denken konsequent betrieben wird, führt es notwendig auf die Grenzstruktur; und die Reaktion auf diese Grenzstruktur nimmt notwendig apophatische oder prozessuale Formen an.

Der Status dieser Notwendigkeit ist transzendental, nicht empirisch. Es handelt sich nicht um eine historische Gesetzmäßigkeit, die durch Induktion aus der Philosophiegeschichte gewonnen werden könnte. Es handelt sich um eine strukturelle Notwendigkeit, die sich aus der Analyse der Bedingungen ontologischer Bestimmtheit ergibt: Wer Bestimmtheit ernst nimmt, muss die Bedingungen ihrer Möglichkeit reflektieren; wer diese Bedingungen reflektiert, stößt auf die Grenzstruktur; wer die Grenzstruktur thematisiert, muss apophatisch oder prozessual reagieren – oder in den Aporien des Regresses, des Zirkels oder der unreflektierten Positivierung verharren.

3.2 Genealogische Methode als Problemrekonstruktion

Die Invarianzthese wird durch eine spezifische genealogische Methode gestützt, die sich gegen Ideengeschichte und bloßen Motivvergleich abgrenzt. Statt Begriffe und Positionen oberflächlich zu vergleichen, rekonstruiert sie die Problemstruktur, auf die verschiedene Positionen reagieren, und die strukturelle Operation, die sie dabei vollziehen.

Die genealogische Methode arbeitet mit drei Schritten:

1. Problemrekonstruktion: Welche strukturelle Aporie wird in einer bestimmten Position thematisiert? Nicht die explizite Fragestellung, sondern die implizite Problemstruktur ist entscheidend.
2. Operationsrekonstruktion: Welche Art von Operation wird auf diese Problemstruktur angewendet? Die Operation ist nicht identisch mit dem expliziten Methodenbegriff, sondern beschreibt die logische Struktur der Reaktion.
3. Strukturelle Homologie: Liegt strukturelle Homologie vor, wenn verschiedene Positionen auf dieselbe Art von Problemstruktur mit derselben Art von Operation reagieren – auch wenn Begriffe, Rahmungen und inhaltliche Schlussfolgerungen sehr verschieden sind.

Diese Methode erlaubt es, historisch und kulturell weit entfernte Positionen als Reaktionen auf dieselbe strukturelle Notwendigkeit zu verstehen, ohne ihre inhaltliche Differenz zu verwischen. Sie ist weder Universalismus noch Relativismus, sondern eine dritte Position: strukturelle Notwendigkeit bei inhaltlicher Differenz.

3.3 Die vier Traditionsräume

Die Vorlesungsreihe erprobt die Invarianzthese an vier Traditionsräumen, die historisch unabhängig voneinander entwickelt wurden:

Westliche Antike und Mittelalter (Plotin, Dionysios Areopagita, Meister Eckhart, Nicolaus Cusanus). Die apophatische Operation als Realisierung der Grenzstruktur unter Bedingungen neuplatonischer Emanationslehre, christlicher Theologie und spätmittelalterlicher Mystik. Plotins Enneaden entwickeln das Eine als jenseits aller Seinsbestimmung; Dionysios' Mystische Theologie systematisiert die negative Theologie als Weg des Aufstiegs zum Unnennbaren; Eckharts Sermones radikalieren die Apophatik bis zur Grenze des Sagbaren.

Westliche Moderne (Hegel, Whitehead, Bergson, Heidegger). Die prozessuale Reaktionsform als Variante der Grenzfigur – mit Hegels teleologischer Schließung als systematischer Gegenposition. Whiteheads Prozess und Realität entfaltet die *actual occasions* als diskrete Ereignisse, die sich durch Aufnahme und Ausschluss konstituieren; Bergsons Schöpferische Entwicklung thematisiert die *durée* als qualitative Vielheit; Heideggers Sein und Zeit und Beiträge zur Philosophie entwickeln die ontologische Differenz und das Ereignis als Grenzfiguren.

Indische Philosophie (Nāgārjuna, Śāṅkara). Strukturelle Homologien der apophatischen Operation unter Bedingungen historischer Unabhängigkeit – śūnyatā als ontologische (nicht nihilistische) Kategorie, māyā-Lehre als Grenzreflexion. Nāgārjunas Mūlamadhyamakakārikā zeigt die Leerheit aller dharmas; Śāṅkaras Brahmasūtrabhāṣya entfaltet die Advaita-Vedānta als Lehre der Nicht-Dualität.

Chinesische Philosophie (Daodejing, Huayan-Buddhismus). Der Grund als prozessual immanent verstanden – das Dao als „nützliche Leere“, die durch ihre Unbestimmtheit allen Dingen Raum gibt. Das Daodejing entwickelt das Dao als „Wurzel des Himmels und der Erde“, die „wie ein Tal“ ist; der Huayan-Buddhismus radikalisiert die Interdependenz aller Phänomene (dharmadhātu) bis zur Aufhebung jeder Einzeldinglichkeit.

Die Invarianzthese behauptet nicht kulturelle Einheitlichkeit, sondern strukturelle Notwendigkeit bei inhaltlicher Differenz: Die Grenzstruktur zwingt das ontologische Denken, wenn es konsequent betrieben wird, zu apophatischen und prozessualen Reaktionsformen – unabhängig von kulturellem Kontext und historischer Überlieferung.

3.4 Komplementarität von Apophatik und Prozess als Grenzbegriffe

Die Grenzontologie versteht Apophatik und Prozess nicht als konkurrierende, sondern als komplementäre Grenzbegriffe – zwei verschiedene Reaktionsformen auf denselben Überschuss:

Dimension	Apophatische Reaktionsform	Prozessuale Reaktionsform
-----------	----------------------------	---------------------------

Aspekt des Überschusses	Negativität: Nicht-Bestimmbarkeit, Grenzfunktion	Positivität: Produktive Wirksamkeit, immanente Dynamik
Modus der Reaktion	Negation: Systematische Zurückweisung positiver Bestimmungen der Grenze	Immanentisierung: Verlegung der Grenzstruktur in das Seiende selbst
Eigenschaft	Reflexivität, Produktivität (der Negation), Grenzgebundenheit	Immanenz, Produktivität (der Konstitution), Dynamik

Die Komplementarität ist keine äußerliche Synthese, sondern eine systematische Struktur, die sich aus dem Charakter des Überschusses selbst ergibt. Eine rein apophatische Beschreibung ohne prozessuale Ergänzung würde den Überschuss als bloßes Negativ erscheinen lassen; eine rein prozessuale ohne apophatische würde ihn als bloße Bestimmung der Dynamik missverstehen. Erst die Verbindung beider ermöglicht die vollständige Beschreibung: Der Überschuss ist eine positive, strukturierte, produktive Dimension des Seienden, die sich zugleich jeder vollständigen positiven Fixierung entzieht.

Die Grenzontologie versteht sich damit nicht als apophatische oder prozessuale Ontologie, sondern als Ontologie, die beide Momente als komplementäre Reaktionsformen auf dieselbe Grenzstruktur integriert. Die Apophatik schützt vor der Positivierung des Überschusses; der Prozess verhindert, dass der Überschuss in ein bloßes Nichts verfällt. Beide zusammen beschreiben die volle Struktur der Grenze – als Ermöglichung und Entzug, als Produktivität und Unbestimmbarkeit, als Immanenz und Transzendenz.

4. Weiterentwicklung: Normativität und das Brückenprinzip

4.1 Die normative Lücke der formalen Ontologie

Die fünf Strukturmomente der Grenzontologie – Relationalität, Prozessualität, Negativität, Gradualität, Offenheit – beschreiben die Bedingungen ontologischer Bestimmtheit, ohne normative Gehalte zu liefern. Diese normative Lücke ist eine Konsequenz der formalen Anlage des Projekts: Eine Ontologie, die die Bedingungen der Bestimmbarkeit reflektiert, kann nicht zugleich die inhaltliche Bestimmung liefern, die unter diesen Bedingungen möglich ist. Die Struktur der Grenze ist symmetrisch gegenüber emanzipatorischen und regressiven Transformationen; die formale Negativität verankert das Leiden des Nichtidentischen nicht als normativen Anspruch; die Invarianzthese beschreibt strukturelle Notwendigkeit, nicht normative Ausrichtung.

Diese Lücke ist philosophisch legitim – Ontologie und normative Theorie sind verschiedene Unternehmungen –, aber sie erzeugt eine interne Anforderung: Die Logik von Otts eigenem Ansatz weist in eine Richtung, die über die formale Beschreibung hinausführt. Die

apophatische Methode, die vor Positivierung schützt; die prozessuale Grundorientierung, die Stabilität als Leistung beschreibt; das fünfte Strukturmoment, das genuine Novität ontologisch verankert – all das deutet auf eine praktische Dimension hin, die in der formalen Ontologie selbst nicht ausgearbeitet ist.

Die Schließung dieser Lücke erfolgt in zwei komplementären Bewegungen: durch das Brückenprinzip, das den Übergang vom Deskriptiven zum Normativen auf der Ebene der formalen Ontologie selbst leistet, und durch die „warme Grenzontologie“, die die formale Struktur mit den Gehalten geschichtlicher Erfahrung sättigt.

4.2 Das Brückenprinzip: vom Deskriptiven zum Normativen

Das Brückenprinzip ist der Versuch, eine hypothetische, keine kategorische Norm aus der Ontologie selbst abzuleiten – nicht als Schluss vom Sein auf das Sollen, sondern als Implikation der Selbsterkenntnis ontologischer Strukturen für die praktische Orientierung.

Die Grundidee lautet: Eine temporäre Stabilisierung, die ihre eigene Fortsetzung erfolgreich leisten will, ist gut beraten, ihre eigene Selbstdifferenz zutreffend zu erfassen. Deren Verkennung führt zu systematischer Fehlallokation von Ressourcen: Überinvestition in Kontrolle, wo Resilienz nötig wäre; Fixierung auf Prognose, wo Grenzreflexion erforderlich ist; Beseitigung von Risiko, wo Pflege der Offenheit angezeigt wäre.

Das Brückenprinzip ist ein hypothetischer Imperativ in einem spezifischen Sinne: Wenn eine Stabilisierung ihre eigene Fortsetzung anstrebt, dann ist eine zutreffende Erfassung ihrer Selbstdifferenz eine Erfolgsbedingung dieses Strebens. Es handelt sich nicht um eine moralische Pflicht, sondern um eine strategische Notwendigkeit – um die Einsicht, dass ontologische Selbsterkenntnis praktische Konsequenzen hat, die nicht willkürlich, aber auch nicht apodiktisch sind.

Dieses Prinzip wird durch die Ergodizitätsökonomie (Ole Peters) präzisiert: Für nicht-ergodische, ruingefährdete Prozesse – und alle temporären Stabilisierungen sind solche – erzeugt die Maximierung des Ensemble-Erwartungswerts entlang tatsächlich realisierter Verlaufsbahnen systematisch schlechtere Ergebnisse als eine Strategie, die den Zeit-Mittelwert optimiert. Ein Akteur, der den Ensemble-Mittelwert maximiert und dabei die Kosten ignoriert, die ein einziges katastrophales Versagen für den tatsächlich realisierten Zeitverlauf hat, handelt gegen seine eigenen Interessen – nicht aus moralischer Verfehlung, sondern aus ontologischer Verkennung.

Die Ergodizitätsökonomie liefert damit eine Begründungsstruktur für das Brückenprinzip: Sie zeigt, dass die Verkennung der Selbstdifferenz nicht bloß ein theoretischer Fehler ist, sondern eine praktische Katastrophe erzeugt. Der Übergang vom Deskriptiven zum Normativen ist hier nicht deduktiv, sondern pragmatisch: Wer die ontologische Struktur verkennt, handelt systematisch ineffektiv; wer sie erkennt, hat einen Grund, anders zu handeln – einen Grund, der nicht moralisch, aber auch nicht willkürlich ist.

4.3 Die „warme Grenzontologie“

Während das Brückenprinzip den Übergang vom Deskriptiven zum Normativen auf der formalen Ebene leistet, entwickelt Georgina Haferkrug eine „Sättigung“ der formalen Struktur mit normativem Gehalt durch drei komplementäre Momente:

Hans-Georg Gadamer's Geschichtlichkeit. Die Grenzstruktur ist nicht im geschichtslosen Raum, sondern erscheint in immer schon geschichtlichen Horizonten, die mitbestimmen, welche normativen Gehalte aus ihr sichtbar werden. Die Begegnung von transzendentaler Struktur und geschichtlichem Horizont ist weder bloße Applikation einer fertigen Struktur auf wechselnde Inhalte noch vollständige Konstitution der Struktur durch die Geschichte, sondern ein asymmetrisches Wechselverhältnis. Gadamer zeigt, dass das Verstehen endlich ist, weil es geschichtlich ist; die Grenzontologie zeigt, dass es geschichtlich ist, weil es ontologisch endlich ist.

Theodor W. Adornos konkrete Leidenserfahrung. Bestimmte geschichtliche Erscheinungen – paradigmatisch Auschwitz – erzeugen normative Verbindlichkeit, die vorgängig zu jeder theoretischen Einholung ist. Adornos Erfahrungsdimension „sättigt“ Otts formale Negativität: Die Erfahrung begründet die formale Struktur nicht, aber sie füllt sie mit dem Gehalt, ohne den sie philosophisch kalt bliebe. Die negative Dialektik verhindert, dass die Grenzontologie in eine affirmative Ontologie des Prozesses verfällt, die jede Transformation als gleichwertig behandelt.

Ernst Blochs utopischer Vorschein. Aus der Verbindung von historisierter Grenzstruktur und konkreter Leidenserfahrung ergibt sich eine positive normative Richtung. Der Vorschein des Besseren erscheint als das Phänomen, in dem die strukturelle Offenheit normative Ausrichtungsfähigkeit gewinnt, ohne teleologisch geschlossen zu werden. Blochs Ontologie des Noch-Nicht zeigt, dass die Offenheit der Wirklichkeit nicht bloß kontingent, sondern prospektiv ist: Sie deutet auf ein Besseres hin, ohne dieses zu garantieren.

Das Ergebnis dieser Sättigung ist eine „warme Grenzontologie“, die formale Strenge mit Erfahrungsoffenheit verbindet. Sie ist keine normative Theorie im engeren Sinn – sie liefert keine konkreten Handlungsanweisungen –, aber sie bereitet den Boden für normative Theorie, indem sie zeigt, wo in der ontologischen Architektur der Ort für normative Ausrichtung liegt, welche Begriffe für ihre Entwicklung bereitstehen und welche Erweiterungen des systematischen Rahmens dafür erforderlich sind.

Die „warme Grenzontologie“ vermeidet zwei Fehler, die die reine formale Ontologie begangen hätte: die Affirmation jeder Transformation (weil die Struktur symmetrisch ist) und die Gleichgültigkeit gegenüber konkretem Leiden (weil die Negativität formal ist). Sie behält die transzendente Strenge bei, öffnet sie aber für die geschichtliche Erfahrung, die ohne diese Öffnung philosophisch unfruchtbar bleibt.

5. Weiterentwicklung: Wissenschaftstheorie und die Auflösung der Realismus-Konstruktivismus-Dichotomie

5.1 Das Problem: Die Realismus-Antirealismus-Debatte als philosophische Sackgasse

Die wissenschaftsphilosophische Debatte zwischen Realismus und Antirealismus – zwischen Konstruktivismus und Repräsentationalismus – hat sich im 20. Jahrhundert als eine der zentralen Aporien des philosophischen Denkens etabliert. Der wissenschaftliche Realismus behauptet, dass wissenschaftliche Theorien eine Wirklichkeit abbilden, die unabhängig von unseren Erkenntnispraktiken existiert; der Antirealismus (in seinen verschiedenen Spielarten: Konstruktivismus, Relativismus, Instrumentalismus) bestreitet diese Abbildungsfunktion und versteht wissenschaftliche Theorien als Konstrukte, die durch soziale Praktiken, Machtstrukturen oder sprachliche Konventionen konstituiert werden.

Diese Debatte ist strukturell vergleichbar mit der Aporie der Fundierungsontologie: Beide Positionen teilen eine Voraussetzung, die sie nicht reflektieren können, ohne in einen performativen Selbstwiderspruch zu geraten. Der Realismus setzt voraus, dass die Beziehung zwischen Theorie und Wirklichkeit selbst unproblematisch ist – dass es einen Standpunkt außerhalb der Theorie gibt, von dem aus ihre Übereinstimmung mit der Wirklichkeit beurteilt werden kann. Der Antirealismus setzt voraus, dass die Konstitution durch Praktiken selbst unproblematisch ist – dass es einen Standpunkt außerhalb der Praktiken gibt, von dem aus ihre konstitutive Funktion beurteilt werden kann. Beide Positionen reproduzieren die Struktur der positiven Selbstfundierung, die die Grenzontologie als aporetisch identifiziert.

Paul Boghossians epistemischer Minimalismus ist der philosophisch präziseste Versuch, diese Aporie zu überwinden. Er argumentiert gegen den Faktenkonstruktivismus, den rationalen Konstruktivismus und den epistemischen Relativismus durch den Nachweis performativer Selbstwidersprüche. Seine positive These lautet: Es gibt schemataunabhängige Tatsachen und nicht-relative Rechtfertigungsstandards. Doch diese These bleibt ontologisch unterbestimmt: Sie verweist auf nicht-relative Standards, ohne zu erklären, wie diese ontologisch fundiert sind. Die Behauptung schemataunabhängiger Tatsachen reproduziert die Substanzontologie in epistemischer Verkleidung – sie setzt stabile ontologische Träger voraus, ohne die Bedingungen ihrer Bestimmbarkeit zu reflektieren.

5.2 Die grenzontologische Alternative: Modelle als Grenzobjekte

Die Grenzontologie löst diese Aporie nicht durch eine neue Position innerhalb der Dichotomie, sondern durch die Transformation des Problems selbst. Wissenschaftliche Modelle sind weder Abbilder schemataunabhängiger Tatsachen noch bloße soziale Konstrukte. Sie sind Grenzobjekte im präzisen ontologischen Sinn: relationale Knotenpunkte, deren Identität durch ihre Position in einem Netz von Relationen zu Zieldomäne, mathematischen Strukturen, Messpraktiken und theoretischen Rahmungen konstituiert wird.

Diese Bestimmung überwindet die Dichotomie auf drei Ebenen:

Ontologische Ebene. Modelle sind nicht Repräsentationen einer vorgegebenen Wirklichkeit, aber auch nicht freie Konstrukte. Sie sind temporäre Stabilisierungen innerhalb relationaler Prozesse – Entitäten, die ihre Identität durch ihre konstitutiven Relationen erhalten, nicht durch intrinsische Eigenschaften. Die Frage „Repräsentiert das Modell die Wirklichkeit?“ wird ersetzt durch die Frage „In welchem Grad und in welchen Relationen stabilisiert sich das Modell als kohärenter Knotenpunkt?“

Epistemische Ebene. Die Erkenntnisleistung eines Modells liegt nicht in seiner Abbildungsfunktion, sondern in seiner Fähigkeit, ein Relationsnetz zu stabilisieren, das empirische Phänomene, theoretische Strukturen und pragmatische Zwecke zusammenhält. Ein Modell „funktioniert“, wenn es als Knotenpunkt in diesem Netz produktiv ist – wenn es neue Fragen aufwirft, neue Messungen ermöglicht, neue theoretische Verbindungen schafft.

Normative Ebene. Die Bewertung eines Modells folgt nicht einem absoluten Maßstab der Wahrheit, aber auch nicht einem beliebigen Konsens. Sie folgt der graduellen Adäquatheit des Modells als relationaler Knotenpunkt – seiner Kohärenz im Netz, seiner Fruchtbarkeit in der Prozessualität, seiner Selbstreflexivität in der Negativität.

5.3 Die fünf Strukturmomente als Wissenschaftstheorie

Die fünf Strukturmomente der Grenzontologie lassen sich systematisch in eine Ontologie der wissenschaftlichen Modellpraxis übersetzen:

Relationalität. Modelle sind relationale Knotenpunkte. Ihre Identität ist nicht intrinsisch, sondern durch ihre Position in einem Netz von Relationen konstituiert: Relationen zur Zieldomäne (was wird modelliert?), zu mathematischen Strukturen (welche Formalismen werden verwendet?), zu Messpraktiken (wie werden Daten erhoben und verarbeitet?), zu theoretischen Rahmungen (in welchem Paradigma operiert das Modell?), zu anderen Modellen (wie steht es in Bezug zu konkurrierenden oder komplementären Modellen?). Ein Modell ist kein isoliertes Artefakt, sondern ein Knotenpunkt in diesem Netz – und seine Qualität als Modell hängt von der Qualität seiner relationalen Einbettung ab.

Prozessualität. Die Stabilisierung eines Modells ist eine wissenschaftliche Leistung, kein gegebener Zustand. Modelle entstehen, werden verfeinert, transformiert, verworfen oder integriert. Ihre Identität ist das Resultat fortlaufender relationaler Reproduktion – nicht vorgegeben, sondern emergent. Die Geschichte des Bohr-Modells illustriert dies: Es entstand als temporäre Stabilisierung, wurde präzisiert, erreichte Grenzen, wurde durch die Quantenmechanik transformiert (nicht einfach verworfen), und existiert heute als Grenzfall in einem umfassenderen theoretischen Rahmen.

Negativität. Idealisierungen und Abstraktionen sind konstitutive Merkmale wissenschaftlicher Modelle, nicht epistemische Defizite. Jedes Modell schließt aus, um zu ermöglichen: Es abstrahiert von Komplexität, idealisiert Randbedingungen, vernachlässigt als irrelevant erachtete Faktoren. Diese Ausschlüsse sind nicht bloße Vereinfachungen, sondern konstitutive Operationen: Sie ermöglichen die Stabilisierung des Modells als Modell. Die Negativität ist die strukturelle Eigenschaft, die jedes Modell als unvollständig kennzeichnet – nicht im Sinne eines Defizits, das behoben werden könnte, sondern im Sinne einer konstitutiven Bedingung, die seine Funktion als Modell erst ermöglicht.

Gradualität. Adäquatheit ist ein Spektrum, keine binäre Eigenschaft. Ein Modell ist nicht schlicht „richtig“ oder „falsch“, sondern mehr oder weniger adäquat in verschiedenen Relationen, unter verschiedenen Bedingungen, für verschiedene Zwecke. Das Bohr-Modell ist weniger adäquat als die Quantenmechanik in der Beschreibung subatomarer Phänomene, aber es bleibt adäquat als didaktisches Werkzeug und als Grenzfall. Die Gradualität erlaubt

es, rivalisierende Modelle koexistieren zu lassen, ohne in Relativismus zu verfallen: Sie sind nicht gleichwertig, aber ihre Ungleichwertigkeit ist relational und graduell bestimmt, nicht absolut.

Offenheit. Revisibilität und genuine Novität sind strukturelle Eigenschaften der Modellpraxis. Jedes Modell trägt den Überschuss in sich – die Dimension, die nicht in seine positive Bestimmung aufgeht und die Quelle künftiger Transformation ist. Die Offenheit garantiert, dass kein Modell die letzte Wahrheit sein kann – nicht als epistemische Bescheidenheit, sondern als ontologische Eigenschaft: Die Wirklichkeit, die modelliert wird, ist selbst offen, und jedes Modell, das sie vollständig schließen würde, hätte seine eigene Grundlage verfehlt.

5.4 Die apophatische Dimension wissenschaftlicher Modellpraxis

Die wissenschaftliche Modellpraxis hat eine apophatische Dimension, die typischerweise übersehen wird. Sie zeigt sich in vier Strukturmerkmalen:

Immanente Kritik. Jedes Modell kritisiert sich selbst durch seine Idealisierungen. Die Abstraktionen, die es konstitutiv machen, markieren zugleich seine Grenzen. Das Modell „weiß“, was es nicht weiß – nicht explizit, aber in der Struktur seiner eigenen Operationen.

Asymmetrie von Destruktion und Konstruktion. Modelle zerstören ihre Vorgänger nicht vollständig, sondern integrieren sie als Grenzfälle. Die Quantenmechanik hat das Bohr-Modell nicht einfach verworfen, sondern es als Grenzfall ($h \rightarrow 0$) integriert. Diese Asymmetrie ist keine historische Zufälligkeit, sondern eine ontologische Notwendigkeit: Die Relationalität verhindert vollständige Brüche; die Gradualität erfordert Übergänge.

Selbstanwendung. Jedes Modell muss seine eigenen Idealisierungen reflektieren – muss wissen, wo seine Abstraktionen liegen und welche Phänomene sie ausschließen. Diese Reflexion ist nicht externe Meta-Theorie, sondern konstitutiver Bestandteil der Modellpraxis selbst.

Verweisung auf das Nicht-Assertorische durch Vollzug. Die Leistung eines Modells liegt nicht nur in seinen expliziten Aussagen, sondern in den Forschungspraktiken, die es ermöglicht. Ein Modell „funktioniert“, wenn es Handlungen generiert – Messungen, Experimente, weitere Modellierungen –, die über seine explizite Aussage hinausgehen. Diese performative Dimension ist das Nicht-Assertorische im Vollzug: Die Bedeutung des Modells übersteigt seine explizite Bedeutung.

5.5 Normativität ohne vollständig bestimmbare Standards

Die zentrale Herausforderung für eine grenzontologische Wissenschaftstheorie ist die Frage der Normativität: Wie können Modelle bewertet werden, wenn es keine absoluten Standards gibt – ohne in Relativismus zu verfallen?

Die Antwort liegt in einer relationalen Normativitätstheorie, die auf drei komplementären Strategien beruht:

Normativität als relationale Kohärenz. Ein Modell ist besser, wenn es kohärenter in das Netz der relevanten Relationen integriert ist. Diese Kohärenz ist nicht interne Konsistenz, sondern externe Einbettung: Vereinbarkeit mit empirischen Phänomenen, Kompatibilität mit anderen Modellen, Integrierbarkeit in mathematische Strukturen, Einbettung in theoretische Rahmungen. Die Kohärenz ist normativ, weil das Relationsnetz nicht beliebig ist – es ist durch die Zieldomäne, empirische Befunde und mathematische Notwendigkeiten strukturiert.

Normativität als prozessuale Bewährung. Ein Modell ist besser, wenn es sich in der Zeit als fruchtbarer erwiesen hat: wenn es neue Fragen aufwirft, auf neue Domänen übertragbar ist, unter Präzisierung robuster wird. Diese Bewährung ist keine rückblickende Historisierung, sondern zukunftsorientierte Orientierung: Sie bewertet Modelle danach, was sie zu weiterer wissenschaftlicher Entwicklung beitragen können.

Normativität als graduelle Adäquatheit. Ein Modell ist besser, wenn es die Grenzen seiner Idealisierungen kontrolliert und seine Anwendungsbedingungen präzisiert. Die Adäquatheit ist graduell: Sie misst sich am Grad der Stabilisierung, den ein Modell in verschiedenen Relationen erreicht, nicht an einer binären Übereinstimmung mit einer vorgegebenen Wahrheit.

Diese drei Strategien sind nicht additiv, sondern strukturell miteinander verbunden: Sie realisieren jeweils ein Strukturmoment der Grenzzontologie auf der normativen Ebene. Zusammen bilden sie einen dritten Weg zwischen Minimalrealismus und Relativismus: Sie behaupten keine absolute Wahrheit, aber auch keine beliebige Gleichwertigkeit. Sie behaupten eine graduelle, relationale, prozessuale Normativität – eine Normativität, die stark genug ist, um Modellbewertung zu ermöglichen und wissenschaftlichen Fortschritt als echten Fortschritt zu beschreiben, ohne auf vollständig bestimmmbare Standards angewiesen zu sein.

6. Weiterentwicklung: Ontologisches Risiko

6.1 Die Identitätsthese: Risiko als Selbstdifferenz der Gegenwart

Die bedeutendste Anwendung und Weiterentwicklung der Grenzzontologie ist die Theorie des ontologischen Risikos, entwickelt von Ott selbst sowie von Sieglinde B. Ohland und Erwin O'Irvin. Sie geht von einer radikalen Kritik der dominanten epistemischen Risikoauffassung aus: Risiko ist keine Relation zwischen einem Subjekt und einer unvollständig bekannten, aber bereits feststehenden Zukunft. Risiko ist vielmehr identisch mit der Selbstdifferenz der Gegenwart – betrachtet in ihrer Bedeutung für die Fortsetzung temporärer Stabilisierungen.

Die Identitätsthese lässt sich in drei Schritten entfalten:

Schritt 1: Die Vorstellung, dass die Zukunft ein bereits vollständig gegebener Raum von Möglichkeiten ist, der nur noch nicht bekannt ist (das „Block-Zeit-Modell“), reproduziert die Ontologie der bereits bestimmten Tatsache auf temporaler Ebene. Wenn die Zukunft bereits feststeht, dann ist Risiko bloßes Nichtwissen – ein epistemisches Defizit, das durch bessere Prognose behoben werden könnte.

Schritt 2: Die Zukunft ist nicht das Später-hinzu-Tretende. Die Vorstellung, dass die Zukunft etwas ist, das später hinzutritt (das „Noch-nicht-Modell“), behandelt die Gegenwart als abgeschlossene Einheit, die von außen durch neue Ereignisse ergänzt wird. Diese Vorstellung verfehlt die konstitutive Offenheit der Gegenwart selbst: Die Gegenwart ist nicht abgeschlossen, sondern trägt in sich selbst die Struktur dessen, was sie noch nicht ist.

Schritt 3: Die Zukunft ist die Selbstdifferenz der Gegenwart. Die Gegenwart fällt nicht mit sich selbst zusammen. Ihre eigene Konstitution trägt den Überschuss dessen, was sie hätte sein können und nicht ist, als irreduzible innere Spur. Diese Selbstdifferenz erscheint temporal als Unterscheidung zweier Aspekte jeder Gegenwart: des Bestandaspekts (bereits konstituiertes Muster, verfügbar als Datum für weitere Bestimmung) und des Überschussaspekts (das noch-nicht-Geschlossene, wird in und durch die jetzt getroffenen Entscheidungen konstituiert).

Risiko ist identisch mit dieser Selbstdifferenz, spezifisch betrachtet in ihrer Bedeutung für die Fortsetzung temporärer Stabilisierungen. Es ist keine Relation zwischen Subjekt und Objekt, sondern eine ontologische Struktur der Zeit selbst – die irreduzible innere Nicht-Geschlossenheit jeder gegenwärtigen Bestimmung.

6.2 Die temporale Struktur: Bestand und Überschuss

Die Identitätsthese hat eine präzise temporale Struktur, die sich aus der Grenzzontologie ableitet:

Der Bestand ist das bereits hochbestimmte, stabilisierte Muster relationaler Determination. Er ist verfügbar als Datum für weitere Bestimmung: als empirische Evidenz, als theoretisches Korpus, als institutionelle Praxis. Der Bestand ist das, was parametrische Modellierung erfassen kann – die Menge der bereits bestimmten Tatsachen, die als Input für Prognosen dienen.

Der Überschuss ist die Dimension, die nicht auf den Bestand reduziert werden kann. Er wird nicht durch den Mangel an Daten oder Rechenleistung erzeugt, sondern durch den laufenden Prozess der Determination selbst. Der Überschuss ist die konstitutive Offenheit, die in jeder Bestimmung als das präsent ist, was sie ermöglicht und was sie zugleich übersteigt.

Diese Unterscheidung ist keine bloße Heuristik, sondern eine ontologische Differenzierung. Der epistemische Rahmen (Frame E) behandelt den Überschuss als bloß mehr Bestand – als zusätzliche Daten, die noch erhoben werden müssen. Der ontologische Rahmen (Frame O) erkennt den Überschuss als konstitutiv: Er ist die Bedingung der Möglichkeit genuiner Novität, die nicht vollständig aus dem Bestand ableitbar ist.

6.3 Grenzpflege statt Risikobeseitigung

Die Konsequenz der Identitätsthese für die institutionelle Praxis ist eine radikale Neubestimmung des Risikomanagements:

Risikobeseitigung ist die regulative Idee des gegenwärtigen Risikomanagements: Die progressive Schließung des Ereignisraums durch quantitative Prognose, institutionelle Kontrolle und kulturelle Sicherheitsorientierung. Dieses Ziel ist ontologisch inadäquat, weil es die Selbstdifferenz der Gegenwart verkennt: Es behandelt den Überschuss als bloß mehr Bestand und übersieht, dass die konstitutive Offenheit nicht durch mehr Daten geschlossen werden kann.

Grenzpflge ist die Alternative: ein fortlaufender, niemals abgeschlossener Umgang mit der strukturellen Offenheit. Grenzpflege schließt Prognose, Modellierung und Kontrolle ein, behandelt sie aber als das, was sie tatsächlich sind: notwendige, aber strukturell unvollständige Werkzeuge innerhalb eines Vollzugs, der durch sie selbst nicht abgeschlossen werden kann.

Grenzpflege hat drei Dimensionen:

Epistemische Dimension: Die doppelte Buchführung. Jede institutionelle Entscheidung muss zwei Konten führen: das prognostische Konto (was sagen Modelle und Daten?) und das Grenzreflexionskonto (was erfasst das Modell nicht?). Beide Konten müssen getrennt und niemals zusammengeführt werden. Die Vermengung – die Behandlung des Überschusses als bloß mehr Bestand – ist der charakteristische Fehler, der zu den systematischen Versagensmodi des gegenwärtigen Risikomanagements führt.

Organisatorische Dimension: Institutionalisierte Grensräume. Institutionen müssen Räume schaffen, in denen die Grenzreflexion systematisch betrieben wird: mehrstufige Entscheidungsprozesse, in denen Prognose und Entscheidung entkoppelt sind; inverse Stresstests, die nicht von plausiblen Szenarien ausgehen, sondern von der Frage, welches Szenario das Geschäftsmodell gefährden würde; institutionalisierte Lernräume, in denen Fehler zweiter Art (Konstellationsfehler, die aus der genuinen Offenheit der Handlungssituation entstehen) produktiv bearbeitet werden.

Kulturelle Dimension: Reform der Zeitkultur. Die kulturelle Legitimierung von Langzeitverantwortung als institutionellem Wert. Eine Zeitkultur, die Langfristigkeit als Verzicht auf unmittelbare Wirksamkeit deutet, wird die Grenzpflege systematisch unterbewerten. Die Entwicklung institutioneller Narrative, in denen Langzeitverantwortung nicht als Einschränkung kurzfristiger Handlungsfähigkeit, sondern als deren Voraussetzung verstanden wird, ist die tiefste Reform.

6.4 Die doppelte Tugend

Die Grenzpflege erfordert eine doppelte Tugend, die die beiden komplementären Reaktionsformen auf die Grenzstruktur in der praktischen Orientierung vereint:

Demütige Zurückhaltung gegenüber totalisierenden Prognosen. Diese Tugend entspricht der apophatischen Dimension: Sie besteht in der Fähigkeit, präzise zwischen dem bereits kodifizierten Bestand und einem strukturell verbleibenden Rest zu unterscheiden, für den keine fertige Regel existiert und der dennoch nicht ignoriert werden darf. Die demütige Zurückhaltung verhindert die Hybris der Prognose – die Illusion, dass die Zukunft durch mehr Daten vollständig einholbar wäre.

Mutiges Engagement trotz struktureller Uneinholbarkeit. Diese Tugend entspricht der prozessualen Dimension: Sie besteht in der Fähigkeit, unter Bedingungen unvollständiger Information zu handeln, ohne die Handlung durch die Unvollständigkeit zu paralysieren. Das mutige Engagement verhindert die Resignation der Apophatik – die Illusion, dass die Unbestimmbarkeit der Grenze jede Handlung unmöglich macht.

Die doppelte Tugend ist keine Synthese, die beide Momente aufhebt, sondern eine komplementäre Haltung, die beide Momente produktiv hält. Sie ist die praktische Realisierung der Komplementarität von Apophatik und Prozess: Die Grenze muss als Grenze respektiert werden (demütige Zurückhaltung), aber sie muss auch als Ermöglichungsstruktur genutzt werden (mutiges Engagement).

6.5 Die offene Institution

Das integrative Konzept der grenzontologischen Risikotheorie ist die offene Institution: eine Institution, die ihre eigene Konstitution als temporäre Stabilisierung unter ontologischer Offenheit anerkannt hat und diese Anerkennung in ihre institutionelle Architektur eingebaut hat.

Die offene Institution ist nicht offen, weil sie bestimmte Werte wie Transparenz oder Partizipation verkörpert, sondern weil sie die Selbstdifferenz der Gegenwart als konstitutives Merkmal ihrer eigenen Existenz anerkannt hat. Diese Anerkennung manifestiert sich in fünf Prinzipien:

Reflexivität. Die Fähigkeit, ihre eigenen Prämissen, Verfahren und Erwartungen zu thematisieren und zu hinterfragen. Reflexivität ist nicht bloße Selbstbeobachtung, sondern die Einbettung der Selbstreflexion in die institutionelle Architektur selbst.

Lernfähigkeit. Die Fähigkeit, aus Erfahrungen – auch aus Fehlern und Scheitern – zu lernen und diese Lernprozesse in institutionelle Strukturen zu übersetzen. Lernfähigkeit ist nicht bloße Anpassung, sondern die Transformation der institutionellen Identität durch die Erfahrung ihrer eigenen Grenzen.

Grenzoffenheit. Die Bereitschaft, die eigenen Grenzen zu erkennen und aktiv zu pflegen, statt sie durch Kontrolle und Planung zu überschreiten. Grenzoffenheit ist nicht Schwäche, sondern Stärke: Die Quelle der institutionellen Resilienz.

Fehlertoleranz. Die Fähigkeit, Fehler – insbesondere Fehler zweiter Art, die aus der genuinen Offenheit der Handlungssituation entstehen – als produktive Ressource zu nutzen, statt sie durch Sanktionslogik zu unterdrücken. Fehlertoleranz ist nicht Nachsicht, sondern die Erkenntnis, dass Innovation ohne Scheitern nicht möglich ist.

Prospektive Orientierung. Die Fähigkeit, die Bedingungen zukünftiger Selbstreproduktion als eigenständigen Gegenstand institutioneller Aufmerksamkeit zu behandeln. Prospektive Orientierung ist nicht bloße Zukunftsplanung, sondern die Integration der Zukunft in die gegenwärtige Entscheidungsstruktur – als das, was die Gegenwart selbst noch nicht ist, aber konstitutiv mit ihr ist.

Die offene Institution ist das Ziel der grenzontologischen Reformagenda: nicht die Aufhebung von Struktur, sondern die Transformation von Struktur in Bewusstsein ihrer eigenen Grenzhaftigkeit. Sie ist die Antwort auf die Frage, wie unter Bedingungen ontologischer Offenheit dauerhaft handlungsfähig geblieben werden kann – nicht trotz, sondern wegen der Offenheit.

7. Kritik und offene Fragen

Die Grenzontologie ist als Forschungsprogramm angelegt, nicht als abgeschlossenes System. Diese programmatische Offenheit ist kein methodischer Mangel, sondern eine Konsequenz ihrer eigenen Grundstruktur: Eine Ontologie, die die Grenzstruktur thematisiert, kann nicht selbst die Grenzstruktur überschreiten, ohne in die Aporien der positiven Selbstfundierung zurückzufallen. Gleichwohl lassen sich drei systematische Problembereiche identifizieren, die die weitere Forschung strukturieren.

7.1 Die Gefahr ontologischer Unbestimmtheit

Je stärker Offenheit und Prozessualität betont werden, desto schwieriger wird die Erklärung stabiler ontologischer Differenzen. Wenn alles in fließenden Übergängen begriffen ist, wie lassen sich dann die Phänomene erklären, die eine stabile Identität voraussetzen scheinen – von der Persistenz materieller Objekte bis zur Kontinuität biografischer Identität?

Die Grenzontologie antwortet auf diese Frage mit dem Konzept der graduellen Stabilisierung: Stabilität ist nicht vorgegeben, sondern emergent – Resultat relationaler Reprozesse mit hoher Persistenz. Doch diese Antwort wirft ihrerseits eine Frage auf: Was bestimmt den Grad der Stabilisierung? Wenn keine fundamentale Basisschicht existiert, die die Stabilität erklären könnte, muss die Stabilität selbst aus den relationalen Prozessen abgeleitet werden. Aber wie?

Die Antwort liegt in der Differenzierung der Relationsprofile: Ein Knotenpunkt ist stabil, wenn seine Relationsprofile eine hohe Persistenz aufweisen – wenn die Relationen, die ihn konstituieren, selbst stabilisiert sind und wenn seine Position im Netz eine hohe Konnektivität mit anderen stabilen Knotenpunkten aufweist. Doch diese Antwort verlagert das Problem: Sie erklärt Stabilität durch Stabilität, ohne zu erklären, woher die Stabilität der Relationen selbst kommt. Die Grenzontologie vermeidet den infinite Regress der Fundierungsontologie, riskiert aber einen neuen Regress: den Regress der Stabilisierung, in dem jede Stabilität durch eine andere Stabilität erklärt wird.

Ob dieser Regress strukturell vermeidbar ist, oder ob er eine notwendige Konsequenz der nicht-substantiellen Ontologie ist, bleibt eine offene Frage. Die Antwort hängt davon ab, ob sich ein Konzept der Selbststabilisierung entwickeln lässt, das nicht in den Zirkel der positiven Selbstfundierung verfällt – ein Konzept, in dem Stabilität als emergente Eigenschaft relationaler Prozesse verstanden wird, die nicht auf eine vorgegebene Stabilität zurückgeführt werden muss, aber auch nicht vollständig aus der Dynamik der Prozesse selbst ableitbar ist.

7.2 Das Problem stabiler Individuation

Wenn Individuen vollständig relational konstituiert sind, wird unklar, wodurch ihre Einheit gesichert wird. Die klassische Ontologie antwortet auf diese Frage mit der Substanz: Das Individuum ist eins, weil es eine Substanz ist, die alle seine Eigenschaften trägt. Die Grenzontologie kann diese Antwort nicht übernehmen, ohne ihre eigene Grundthese zu verleugnen.

Die alternative Antwort – die Einheit durch Relationen – wirft die Frage auf: Was macht die Relationen zu einer Einheit? Wenn Relationen selbst Entitäten sind, die durch weitere Relationen konstituiert werden, droht ein infinite Regress der Konstitution. Wenn Relationen keine Entitäten sind, sondern bloße Abstraktionen, verliert die Relationalität ihren ontologischen Status und degeneriert zu einer bloßen Beschreibungsweise.

Die Grenzontologie antwortet mit dem Konzept der temporären Verdichtung: Ein Individuum ist ein Knotenpunkt, dessen Relationsprofile eine hinreichende Persistenz aufweisen, um als Einheit identifizierbar zu sein. Doch diese Identifizierbarkeit ist keine ontologische Einheit, sondern eine pragmatische Stabilisierung – sie hängt vom Beobachter ab, von den Fragen, die gestellt werden, von den Kontexten, in denen das Individuum auftritt.

Diese Antwort ist konsistent mit der Grundstruktur der Grenzontologie, aber sie ist nicht vollständig befriedigend. Sie lässt die Frage offen, ob es nicht doch eine ontologische Einheit gibt, die nicht auf die pragmatische Identifizierbarkeit reduziert werden kann – eine Einheit, die nicht substanziell, aber auch nicht bloß relational ist. Die Suche nach einem solchen Konzept – vielleicht als prozessuale Einheit, als die Einheit eines Prozesses, der sich selbst reproduziert – ist eine der zentralen Aufgaben der weiteren Forschung.

7.3 Die Grenzen der Invarianzthese

Die Invarianzthese – die Behauptung, dass apophatische und prozessuale Figuren in allen philosophischen Traditionen als strukturell notwendige Reaktionen auf die Grenzstruktur auftreten – ist das ambitionierteste Element des Forschungsprogramms. Sie beansprucht, eine transkulturelle, transhistorische Struktur zu identifizieren, die nicht durch kulturellen Transfer erklärbar ist.

Dieser Anspruch ist methodisch und politisch brisant. Methodisch, weil die genealogische Methode, die ihn stützt, selbst auf die Grenzstruktur reflektieren muss: Sie ist eine Methode, die ihre eigenen Bedingungen thematisiert und damit in die Aporien der Selbstreflexion verwickelt ist. Die Invarianzthese behauptet, dass alle konsequenten Ontologien auf die Grenzstruktur stoßen – aber ist diese Behauptung selbst eine konsequente Ontologie, oder ist sie eine Meta-Ontologie, die anderen Ontologien gegenübertritt? Wenn sie eine Meta-Ontologie ist, unterliegt sie nicht selbst der Grenzstruktur? Und wenn sie der Grenzstruktur unterliegt, wie kann sie dann die Universalität ihrer These behaupten?

Politisch ist der Anspruch brisant, weil er zwischen dem Scylla des Eurozentrismus und dem Charybdis des Relativismus navigiert. Die Behauptung einer universellen Struktur, die allen Traditionen gemeinsam ist, läuft Gefahr, als neue Form des kulturellen Imperialismus gelesen zu werden – als die Behauptung, dass die abendländische Philosophie (in Gestalt der

Grenzzontologie) das Maß aller Dinge sei. Die Grenzzontologie wehrt sich gegen diese Lesart durch ihre apophatische Selbstanwendung: Sie behauptet nicht, die letzte Wahrheit gefunden zu haben, sondern reflektiert die Bedingungen, unter denen ontologische Bestimmtheit überhaupt möglich ist. Doch diese Reflexion selbst ist eine philosophische Operation, die in einer bestimmten Tradition verwurzelt ist – in der abendländischen Tradition der transzendentalen Reflexion, von Kant über Husserl bis zu Heidegger.

Ob die Invarianzthese diese Aporie überwinden kann, oder ob sie selbst eine Form der positiven Selbstfundierung ist, die in den Zirkel verfällt, bleibt die zentrale offene Frage des Forschungsprogramms. Die Antwort wird nicht durch theoretische Spekulation, sondern durch die weitere Ausarbeitung der genealogischen Methode und ihre Anwendung auf weitere Traditionsräume zu finden sein.